

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 11 (1927)
Heft: 1-2

Artikel: Zu Heinrich Pestalozzis hundertstem Todestag
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Glück & Cie., Bern.

An unsere Mitglieder.

Auch den elften Jahrgang, das zweite Jahrzehnt unseres Blattes eröffnen wir mit der Bitte um baldige Einsendung des Jahresbeitrages mit beiliegendem Scheine an die Geschäftsstelle des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Küsnacht bei Zürich (Postcheck-Rechnung VIII/390). Der ordentliche Beitrag beträgt 5 Franken, für Bezüger der Zeitschrift „Muttersprache“ 2 Franken mehr. Wer diese Zeitschrift, die wir lebhaft empfehlen, bisher nicht bezogen hat, sie aber jetzt zu beziehen wünscht und deshalb 7 Franken einsendet, möge den Wunsch auf dem Schein beifügen, sonst werden ihm die 2 Franken als freiwilliger Beitrag angerechnet, und er erhält nichts dafür. Die Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den „Verein für deutsche Sprache“, Bern (III/3814) und zwar ohne Zeitschrift 7 Franken, mit Zeitschrift 9 Franken. Rasche Bezahlung erspart uns Arbeit — und meistens auch Ärger.

Und auch dieses Jahr müssen wir natürlich um freiwillige Beiträge bitten. Wenn diese auf der bisherigen Höhe bleiben, genügen sie gerade, um unsern ordentlichen Betrieb aufrecht zu erhalten; jedes außerordentliche Unternehmen bringt unser bescheidenes Vermögen sofort zurück und dem Nullpunkt nahe. Wir müssen aber unsere Satzungen, unsere Aufnahmescheine und unser Mitgliederverzeichnis neu drucken und brauchen deshalb dieses Jahr schon etwas mehr Geld; an die Vermehrung unserer „Mitteilungen“ zu einem wieder monatlich erscheinenden Blatte dürfen wir noch nicht denken, wenn wir nicht mindestens 600 Fr. mehr einnehmen als bisher. Wer sich's also leisten kann, möge den Betrag aufrunden; wir sind für jeden Franken dankbar und schätzen ihn auch als besonderes Zeichen des Einverständnisses.

Erfreulicherweise vermag sich unser Verein auf seiner Mitgliederzahl zu erhalten, was etwas heißen will zu einer Zeit, wo viele derartige Gesellschaften eher zurückgehen. Wir werden allmählich doch allgemein bekannt als die Hüter der Rechte der deutschen Sprache auf Schweizerboden, als die Pfleger des sprachlichen Heimatss. Wir wollen natürlich nicht, was man anderswo Sprachenkampf nennt, wir wollen uns nur wehren gegen Hintansetzung und Mißhandlung unserer Muttersprache. Helfen Sie uns durch rasche Einsendung des ordentlichen Beitrages und eines möglichst hohen freiwilligen, durch die Werbung neuer Mitglieder und durch Mitarbeit an unsern „Mitteilungen“. Der

Zufall bringt es mit sich, daß die heutige Nummer etwas einseitig literarisch ausgefallen ist, die nächste wird wieder mannigfaltiger sein.

Die Rundschau befindet sich im Druck.

Da das Mitgliederverzeichnis neu gedruckt wird, bitten wir um baldige Mitteilung von Wohnungswechseln.
Der A u s s c h u ß.

Zu Heinrich Pestalozzis hundertstem Todestag.

17. Hornung.

Was Pestalozzi für die Erziehung der Menschheit bedeutet, wird in diesen Tagen oft und laut gesagt. Es kann zwar nicht oft und laut genug gesagt werden, aber es ist hier doch nicht der Ort, es zu wiederholen. Auch was dieser Mann für die Geistesbildung im engeren Sinn, für die Kunst des Unterrichts und die Schule bedeutet, wollen wir hier nicht wiederholen; denn wenn er in seiner Dreiheit der Bildungsmittel („Sprache, Form und Zahl“) auch dem Unterricht in der Muttersprache eine vernünftige Grundlage gegeben, so gilt diese für alle Muttersprachen, nicht nur für die deutsche. Für uns vom Sprachverein ist heute die Hauptfrage: Wie steht dieser Mann zur deutschen Sprache und zu seinem deutschen Volkstum, und wie steht dieses zu ihm? Denn wenn er auch einen italienischen Namen hat, wird niemand an seinem Deutschtum zweifeln; in den zwei Jahrhunderten, seit die Familie aus Alevon nach Zürich gekommen, war sie mit der neuen Heimat völlig verwachsen.

Es ist ein fast erheiterndes Schauspiel, daß dieser Mann, der sich solche Mühe gegeben hat für die Grundlagen sprachlicher Bildung, in der Kunst der Rechtschreibung und Satzzeichensetzung nie die ersten Stufen überschritten hat. Es gab damals noch kein Evangelium Duden, aber so willkürlich schrieb sonst ein gebildeter Mensch schon damals nicht mehr, und Pestalozzis Freund Iselin mußte das „unkorrekte und von Sprachfehlern äußerst beladene Manuskript“ des 1. Teils von Lienhard und Gertrud zuerst „reinigen“, bevor er es „zum Druck befördern“ konnte. Diese „Sprachfehler“ werden meistens nur Vergehen gegen Rechtschreibung und Zeichensetzung gewesen sein, also im Grunde Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten. Gegen die eigentliche Sprachlehre beging er fast nur solche „Fehler“, die dem Schweizer eigentümlich und also einigermaßen landschaftlich berechtigt sind und es jedenfalls damals noch eher waren als heute. Wortschatz, Formenlehre und Satzbau sind stark mund-

artlich gefärbt; manches mag reichsdeutschen Ohren seltsam geklungen haben, aber nur wenig unverständlich. Er schreibt Kalsch für Kalk, Turn für Turm, Saufhunde für -hunde, redt und schadt für redet und schadet, der Ecken für die Ecke; der Rudeli soll zu „des Maurers“ gehen. Wenn jemand ohnmächtig geworden, ist es ihm „geschwunden“ usw. Gewiß war er sich da nicht immer bewußt, daß er nicht richtig hochdeutsch schrieb, aber er hätte es auch mit bewußter Absicht tun können, denn er schrieb jenes Buch ja wie Gotthelf die seinen ausdrücklich für das Volk, für sein Volk.

Dabei erlaubt ihm sein Humor, auch mit der Sprache zu spielen. So ist es doch wohl kein übler Scherz, wenn er das Wort Zechen ableitet von zähe, das man damals auch mit e schrieb und im Schweizerdeutschen mit ch spricht und das etwas bezeichne, was nicht leicht vom Fleck zu bringen sei. „Zechen scheint mir sagen zu wollen: beim Tisch oder im Wirtshaus so ansetzen, daß man nicht leicht vom Fleck zu bringen ist.“ Oder er erfindet für seine Geschichte Namen, die ihre Träger sofort kennzeichnen. Da ist ein behäbiger Freier Ochsenfeist, ein frömmelnder Pfarrer Flieginhimmel, eine Schwachbabe Schnabelgrüte.

Aus der Fülle seines Herzens fließt ihm sein ungemein bildhafter Stil, und es gilt von ihm, was er von einer der Gestalten seines Volksbuchs sagt: „Er hatte eigene Bilder und Ausdrücke, welche zeigten, daß er, was er sage, ganz aus dem Seinigen nehme.“ Dabei konnte der Mann, dem sein Herz sein Alles war, gelegentlich auch recht heftig werden und von ABC-Flegeln, Speckbäuchen, Verstandsbestien, Herzenseseln und Viertelsherzen reden.

Mit seiner Feindschaft gegen das bloße „Maulbrauchen“ hängt auch seine Abneigung gegen die „Kunstwörter“ (die Fachausdrücke) zusammen, mit denen man oft nur die Leere von deutlichen Begriffen verdeckt und unklare Ideen bemäntelt. Woher stammen aber die meisten Fachausdrücke? Gewiß macht er Gebrauch von damals üblichen, heute zum Teil veralteten Fremdwörtern, aber eigentlich auffallend wenig im Vergleich zu vielen Zeitgenossen. An einer Stelle macht er sogar eine spöttische Bemerkung über ein bestimmtes Fremdwort. Einen kleinen Abschnitt (im 4. Teil) von Lienhard und Gertrud überschreibt er: „Ein Weib, das sich sonst nicht leicht schämt, kommt wegen etwas, wofür die Deutschen keinen Namen haben, wegen einer Etiquette, in Verlegenheit.“

Der Gegensatz zwischen echter Scham und bloß äußerlicher Etiquette scheint ihm also zusammenzuhängen mit einem Unterschied zwischen dem Deutschtum und jenem Volkstum, aus dem die Etiquette damals ausschließlich kam. Man hat ihm seine Unterschätzung gesellschaftlicher Formen gewiß nicht immer mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, aber wenn er es seiner Heimat zum Vorwurf machte, daß auch sie den französischen bon ton nachäffte, werden wir ihm auch nicht unrecht geben. Er hat auch die Revolution, die Europa und unser Ländchen erschütterte, als einen „scheulichen Plust“ (scheulich = schweizerdeutsch schülig) vorausgesagt. — Das führt uns auf seine Stellung zum Volkstum. Ein Nationalpolitiker ist Pestalozzi nie gewesen, alle Politik bestand bei ihm in der Erziehung des Menschen. Es ist nun wieder ein eigenartiges Bild: dieser Deutschschweizer mit dem italienischen Namen erntet schließlich, nach unendlichen Enttäuschungen, seine größten Erfolge und findet nach allen Entmutigungen wieder Trost — wo? Körperlich in der welschen Schweiz, geistig im Deutschen Reich. Man denkt natürlich an das Wort vom Propheten und seinem Vater-

lande. Es war recht schön von den waadtländischen Städtchen Yferten, Rolle und Peterlingen, daß sie den von der Berner Regierung aus dem Schlosse Burgdorf hinausgedrängten Pestalozzi samt seiner Schule zu sich einluden, eber es ließ sich dabei auch ein Geschäft machen, und daß sie damit den Bernern, ihren kürzlich „verfloffenen“ Herren, etwas z Leid tun konnten, wird sie nicht abgehalten haben. In Yferten (auch Pestalozzi pflegte so zu sagen „statt“ Yverdon!), auf dem welschen Boden, wurde ein buntes Durcheinander von Deutsch und Französisch gesprochen, aber der Meister selbst hielt z. B. seine „Reden an sein Haus“ auf deutsch und begrüßte in den Neujahrsansprachen von 1811 und 1812 dabei besonders „Preußens Jünglinge“, die „edle Männer an der Seite eines guten Königs“ zur Ausbildung in seinem Lehrverfahren zu ihm geschickt hatten und deren Gegenwart ihm in den Tagen tiefster Trauer (über die Uneinigkeit seiner Lehrer) zum Trost und zur Stärkung gereichte. Als Mitglied der „Consulta“, die 1802 mit Napoleon die neue Staatsverfassung für die Schweiz beraten sollte, forderte Pestalozzi auch bessere Volksbildung, aber Napoleon lehnte es ab, „sich in das ABC-Lehren zu mischen“ (wenn er bloß diese Einnischung abgelehnt hätte!), und der Schweizer ABCedarius war ihm verdächtig — Königin Luise von Preußen schrieb in ihr Tagebuch, als sie sein Volksbuch gelesen: „Wäre ich mein eigener Herr, ich setzte mich in einen Wagen und führe in die Schweiz, um ihm in der Menschheit Namen zu danken.“ Wenn Pestalozzi gelegentlich Deutschland sein Vaterland genannt hat, so darf man das nicht nationalstisch nehmen; er tat das als Weltbürger und nannte zu Zeiten auch Frankreich so; in der Regel versteht er darunter sein Heimatland, und daß die welsche Schweiz dazu gehörte, hatte er doch wohl-tuend erfahren. Auf der andern Seite aber hat Fichte in einer seiner Reden an die deutsche Nation erklärt, er hätte „die Grundzüge des deutschen Gemüts ebenso gut wie an Luther“ auch an Pestalozzi nachweisen und damit erst noch den Beweis liefern können, „daß dieses Gemüt in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch bis auf diesen Tag walte“. Herder nannte Lienhard und Gertrud eins der besten Volksbücher „und an innerer Kraft ist's vielleicht das erste“.

Wie Pestalozzi in der Schweiz, in Deutschland und in der übrigen Welt draußen aufgenommen wurde, kann man recht hübsch beobachten an einer bezeichnenden Einzelheit. Im Jahre 1817 ging der Verlag Cotta, Stuttgart und Tübingen, daran, die erste Gesamtausgabe seiner Werke in 15 Bänden herzustellen und eröffnete eine Vorausbestellung (was man damals schon mit dem herrlichen Worte „Subskription“ bezeichnete). In der Vorrede zu dieser Gesamtausgabe dankt Pestalozzi „Rußlands erhabenem Kaiser“ (Alexander I.), den Königen von Preußen, Baiern und Württemberg und dem Großherzog von Baden für die Begünstigung der Ausgabe („der Kaiser aller Reußen“ hatte 5000 Rubel bezahlt, der König von Preußen 400 pr. Taler, der von Baiern 700 Reichsgulden). „Auch“ seinem Vaterlande hat er zu danken, nämlich für — die Erlaubnis zum Druck und Verkauf seiner Schriften, die ihm „durch das Organ seiner zweiundzwanzig Regierungen mit hohem Wohlwollen zugekommen“ sei. Aus der darauf folgenden Liste der Besteller sehen wir dann, daß von diesen zweiundzwanzig wohlwollenden Regierungen einzig die des Kantons Waadt (Pestalozzi war damals schon lange in Yferten) die Werke auch noch bestellt hat (sogar zweifach!), aber die Königin von Württemberg bestellte die 15 Bände

12 mal; über dreißig königliche Hoheiten und Durchlauchten wollten die Ausgabe auch haben; die kgl. Preussische Regierung in Aachen bestellt sechs Reihen (neben zwanzig Einzelwerken), die in Königsberg, Merseburg, Stettin, Potsdam (neben zwanzig Einzelbänden), die Landesregierung von Sildburghausen (in Thüringen) je eine, die großherzoglich oldenburgische Bibliothek fünf. Amtlich sind natürlich auch die Anschaffungen für die Konfessionen (die höchsten geistlichen Landesbehörden) von preussisch Münster (9 Reihen), Koblenz (15) und Köln (30!).

In Deutschland sind es dann auch viele Schul-, Lehrer- und Pfarrbüchereien, die sich diese Gesamtausgabe anschaffen. Es stehen z. B. nebeneinander die „Königl. Schullehrer-Seminariums-Bibliothek“ und die „Stadt-Schulbibliothek“ von Eßlingen (Württemberg), die Pastoral-Lesegesellschaft und die Schullehrer-Lesegesellschaft von Rork (Baden), ebenso von Schopfheim und Wertheim. In der Schweiz scheint es diese Einrichtung noch gar nicht zu geben; bloß die Schulkommission von Olten und die Schullehrer-Gesellschaft des Bezirkes Zofingen tauchen auf. Von den alten Stadtbibliotheken melden sich nur Winterthur, Fferten, Schaffhausen (Bürgerbibliothek), von Lesegesellschaften nur Basel, Horgen und Wädenswil, von Schaffhausen die „Bibliothek der Freunde“.

Die meisten Besteller sind Pfarrer und Lehrer, und da macht es wieder einen eigenartigen Eindruck, wenn man zwischen den Namen ganz weniger schweizerischer Volksschullehrer viele Duzende von reichsdeutschen Berufsgenossen, zum großen Teil aus ganz unbekannten „Nestern“ verzeichnet findet. Die schweizerische Geistlichkeit beteiligt sich stärker als die Lehrerschaft, in Deutschland ist es umgekehrt, doch auch die Geistlichkeit regt sich stark, und zwar ist es in beiden Ländern die Geistlichkeit beider Konfessionen. Neben protestantischen Stadt- und Landpfarrern finden wir in Freiburg den Vater Girard, in „Pfeffers“ drei Klostergeistliche und in Sarnach einen Kaplan. Wer weiß, wo Mettmann liegt? — Im Reg.-Bezirk Düsseldorf. Es zählte noch 1890 keine 8000 Einwohner, aber von dort wurden 1818 sieben Gesamtausgaben der Werke des Schweizers bestellt, eine für den katholischen Schullehrer, eine für den lutherischen, eine für den reformierten, eine für einen nicht näher bezeichneten, eine für den katholischen Pfarrer, eine für den reformierten Prediger; daneben steht noch der Gerichtsvollzieher. Ueberall zerstreut in Kleinstädten und Dörfern finden wir irgendwo einen deutschen Idealisten, der sich die fünfzehn Bände des Schweizer Idealisten verschaffen will. Da ist der Pfarrer von Erpalsheim und der von Dörrenmoschel und der Schullehrer von Ostrowe und der von Neustrelitz, der katholische Lector von Knedelstetten, der Forstpraktikant von Gebfattel, der Schulinspektor von Isbrechtum, der Apotheker von Malchin, der königl. Brauhauspachter in München, ein Fruchthändler aus Lindau, ein Weinhändler aus Frankfurt, ein königl. Kammerdiener in Berlin, der Postsekretär in Minden. Sehr stark ist die Beamtschaft vertreten; in Wittlich (Reg.-Bezirk Trier, 1890: 3500 Einwohner!) bestellen sämtliche „Honoratioren“, ihrer elf, vom Oberbürgermeister über zwei Notare und einen Apotheker zum Kreis-Rassen-Rendanten. Auch höhere Offiziere beteiligen sich, z. B. ein Oberwachmeister von Bregenz, sogar zwei Generalinnen. Dem Rhein und den Küsten nach sind mehr Bücher gezogen als der Donau nach. Das uns aus der Politik bekannte Eupen bestellt zwei Ausgaben.

Von den schweizerischen Städten steht Basel mit 40 Bestellern obenan; ihm folgen Freiburg mit 29, St. Gallen

mit 24, Zürich mit 21. Bei Bern spürt man die Ungnade der gnädigen Herrn; von seinen zehn Bestellern ist der eine der königl. preussische Gesandte, der gleich vier Ausgaben bestellt, der andere der bairische. In Deutschland treffen wir die Höchstzahl bei Frankfurt am Main; unter seinen 74 Bestellern sind mehrere Buchhändler, so daß 85 Reihen dorthin kommen. Nachdem Pestalozzi in der Vorrede den edlen „Partikularen“ von Freiburg, St. Gallen, Basel und Zürich gedankt, fährt er fort: „Aber herzerhebend ist die Anzahl der edlen deutschen Männer, die aus allen Ständen der Beförderung meiner Zwecke gehuldt haben.“

Im ganzen wurden von den etwa 1400 Bestellern etwa 1880 Gesamtausgaben verlangt, fast zwei Drittel davon aus dem Reich (das Elsaß und andere deutschsprechende Gebiete eingerechnet); etwa ein Sechstel der Bücher blieb in der Schweiz. Was diese Zahlen und ihre gegenseitigen Verhältnisse im Vergleich zu heute bedeuten, ist nicht leicht zu sagen. Natürlich hat auch mancher Schweizer die Gesamtausgabe nicht bestellt, weil er manches schon in Einzelausgaben hatte; andererseits hat vielleicht der Herr Tuchfabrikant R. in Imgenbroich auch nicht alle fünfzehn Bände mit derselben Andacht gelesen. Man kann aus einer solchen Liste noch nicht die Verbreitung der Werke und noch weniger die der Gedanken des Verfassers zahlenmäßig feststellen, aber im großen ganzen werden die Verhältnisse doch stimmen, und das so trockene Namensverzeichnis enthält ein fesselndes Gesamtbild und eine Menge merkwürdiger Einzelheiten. Manchmal trifft man auch auf einen alten Bekannten. Da ist in Karlsruhe z. B. der Herr Kirchenrat Hebel (das muß der Joh. Peter sein!), in Frankfurt a. M. Anselm Feuerbach (offenbar der Vater des Malers), in Solothurn General Kosciuszko, in Weimar die Witwe Schillers.

Die welsche Schweiz beteiligte sich, abgesehen von Fferten mit seinen zur Hälfte deutschen Namen (Krüsi, Niederer, Schmid u. a.) und Neuenburg nicht stark; sogar aus Genf kamen nur drei Bestellungen, zwei auf deutsche Namen und eine von einem Herrn aus Straßburg.

Fast ein Fünftel der Bücher kam ins fremdsprachige Ausland, aber auch da zum größten Teil in Gebiete, wo deutsche Kultur vorherrschte. Die Herzogin von Kurland bestellte fünfzig Ausgaben, nach Stadt und Bezirk Dorpat kamen zehn; ein Buchhändler in Riga verlangte zehn, der Pastor der dortigen deutschen reformierten Gemeinde drei. Auch die etwa sieben Namen aus St. Petersburg und dem übrigen Rußland klingen meistens deutsch; z. B. ist da der lutherische Prediger Brehme in Archangel. Ein Buchhändler in Kopenhagen wagt sechs Stück zu bestellen; nach Amsterdam kommen neunzehn (eine Reihe an „die deutschen Schullehrer“), nach Holland im ganzen sieben- und zwanzig. Ein Gutsbesitzer in Irland bestellt sechs Reihen, ein anderer zwölf, ein anderer Irländer vier. Aus Schottland meldet sich nur ein Prediger Buchholz, aus England einzig ein Herr Alders. Ein Herr Schair (Schär?), Lehrer an einer pestalozzischen Schule in Washington läßt sich die Sammlung auch kommen, ein Herr MacIur in Philadelphia gleich zwölfmal! Stark beteiligt ist Ungarn; 73 mal gehen die fünfzehn Bände nach Ofen-Pest; unter den dortigen Bestellern sind 24 Grafen, Barone usw., aber auch Siebenbürgen meldet sich.

In die romanische Welt drang diese Pestalozzi-Ausgabe nicht ein. Aus ganz Frankreich, dessen Ehrenbürger der Verfasser doch war, kamen nur vier Bestellungen, davon eine von unserm Minister Stapfer in Paris, zwei von zwei Kaufleuten namens Perrier, offenbar Brüdern

(und vielleicht Westschweizern?). Und doch gibt es bis zum heutigen Tage keine Uebersetzung der sämtlichen Werke. Ein französischer Graf nahm sich der Sache Pestalozzis an, aber er blieb vereinzelt. Aus Italien kamen zehn Bestellungen, aber acht auf deutsche Namen, z. B. für Herrn Gissi in Venedig oder den preußischen Gesandten in Turin. Das hindert natürlich einen Italiener nicht, jetzt ein zweibändiges Werk herauszugeben mit staatlicher Unterstützung und dem Titel: Il nostro Pestalozzi!

Es sieht natürlich sehr einseitig aus, wenn wir Pestalozzi nur so betrachten, wie wir es hier getan haben; aber es ist gewiß eine Seite, die wir vom Sprachverein neben den vielen andern, wichtigeren, die in diesen Tagen vielfach betrachtet werden, auch einen Augenblick betrachten dürfen. Die Schweiz ist in diesen Tagen, hundert Jahre nach seinem Tode, stolz auf ihren Bürger; aber wenn sie bedenkt, wie sie diesen Bürger zu seinen Lebzeiten behandelt hat und wer ihn besser behandelt hat, wird sie diesen Stolz nicht übertreiben. Für einen Mann wie Pestalozzi war die Schweiz zu klein, das große deutsche Sprach- und Kulturgebiet gerade recht; er hat noch darüber hinaus gereicht. Was die Geschichte seiner Wirkung im ganzen wie diese Bestellerliste im einzelnen sagt, ist etwas, was viele Schweizer nicht gerne zugeben: daß zwischen unserm Schweizertum und unserm Weltbürgertum eine Stufe liegt, die wir nicht überspringen können: unser Deutschtum.

Rudolf von Tavel und Ernst Zahn

geb. am 21. Christmonat geb. am 24. Jänner

zum sechzigsten Geburtstag.

Zwei echt schweizerische Dichter und doch beide ganz verschieden. Beide sind Sängler der Heimat. Der Berner stellt gern die Vergangenheit seiner engsten Heimat dar und das auch in der Sprache dieser Heimat; der Zürcher schildert lieber die Gegenwart unseres Alpenvolkes (übrigens steigt er gelegentlich, z. B. mit Lukas Hochstrasser auch bis Zürich — St. Felix — hinunter) und das in einem oft bewußt mundartlich gefärbten, sonst aber sauberen, gepflegten Schriftdeutsch. Darnach unterscheiden sie sich auch in der Wirkung. Die des einen ist doch wohl im ganzen auf die deutsche Schweiz beschränkt, hat aber gerade darum für uns den Reiz der Gemütlichkeit, der eigenen Häuslichkeit, der andere verbindet uns als ein beiden Teilen willkommenen Mittler mit Hunderttausenden von Lesern außerhalb unserer Grenzen. In schweren Zeiten haben beide treu zum Deutschtum gestanden; Zahn, unser langjähriges Mitglied, hat es von anderer Seite auch zu spüren bekommen. Und beide schauen auf ein reiches Tagewerk zurück und stehen doch noch in voller Schaffenskraft.

Wenn wir einem Menschen zum Neuen Jahr, zum Geburtstag, zur Verlobung „gratulieren“, so denken wir dabei etwa: Ich wünsche dir Glück für die Zukunft. Wenn wir ihm aber gratulieren zum Sieg in einem Wettkampf oder zur goldenen Hochzeit, so könnten wir dafür nicht wohl sagen: Ich wünsche dir Glück, denn wir denken dabei mehr rückwärts in die Vergangenheit; wir können es bloß verdeutschen mit dem etwas sonderbaren Wort beglückwünschen, bei dem wir etwa denken: ich gönne dir dein Glück und habe es dir von Anfang an gewünscht. Wie ist es nun, wenn wir diesen beiden Männern zu ihrem 60. Geburtstag gratulieren? Ich denke: beides; wir wollen damit sagen: wir beglückwünschen Euch zu den

sechzig fruchtbaren Jahren, die hinter Euch liegen, und wünschen Euch Glück zu denen, die noch vor Euch liegen, und das recht herzlich.

August Steiger.

Vom Büchertisch.

Gottfried Fittbogen: Was jeder Deutsche vom Grenz- und Ausland-Deutschtum wissen muß. 3. Auflage, 72 Seiten. R. Oldenburg-Verlag, München.

„Jeder Deutsche“ heißt hier zunächst: jeder Reichsdeutsche. Uns beschäftigt das Buch, weil wir für den Deutschen auch setzen können: den deutschen Sprachgenossen; nur würden wir dann etwa sagen: Was jeder Deutsche davon wissen darf, und nähmen das nicht im Sinne einer Erlaubnis, sondern eines dringlichen Wunsches. Es ist für uns, die wir nicht in jedem Mitbürger einen Sprachgenossen besitzen, weniger notwendig, aber doch sehr wertvoll zu wissen, wo die etwa 30 Millionen wohnen, die außerhalb Deutschlands, Oesterreichs und unseres Landes unsere Sprache sprechen, und wie die sprachlichen und staatlichen Verhältnisse sich gestaltet haben. Wir hören von den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben (unter diesen heutigen Rumänen sind auch Leute mit ausgesprochen ostschweizerischen Namen wie z. B. Pfändler), von den Deutschen an der Wolga und wie sie dahin gekommen, von den deutschen Siedelungen in Amerika. Natürlich verheißt der Verfasser seinen Schmerz um die durch den Krieg verlorenen Länder nicht, aber von den Gebieten, die schon längst ihre eigenen Wege gegangen, spricht er ganz knapp und sachlich. Von der Schweiz z. B. heißt es bloß: „Seit alters wohnen die Deutschen mit Franzosen, Italienern und Rätornamen als stärkste Nationalität in demselben Staatswesen. Das Staatsbewußtsein einigt hier die Angehörigen von vier Völkern.“ Das Ganze ist sehr übersichtlich geordnet. In der Tat sollte jeder Deutsche, zwar nicht alles, aber vieles wissen aus diesem Büchlein, aber warum der Verfasser sagt, die Deutschen bilden im Freistaat Danzig die unbedingte „Majorität“, das kann eigentlich keiner wissen; die Mehrheit hätte „Mehrheit“ besser verstanden oder lieber gehört.

Allerlei.

Was ist Saffa? Das ist die übernächste Jahr in Bern stattfindende Schweizerische Ausstellung für Frauen-Arbeit! Ein Mitglied hat dazu an den bernischen Frauenbund folgenden Brief geschrieben:

... „Ich möchte die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne mein Bedauern auszusprechen, daß Ihre schöne Sache einen solchen Namen bekommen hat. Ich bin nicht die Einzige, die sich wundert, daß eine „Saffa“ (wohl Druckfehler für Sappho?) noch möglich ist, nachdem die Gesolei mit einer so heißen Lauge bittersten Spottes übergossen worden ist. Was sollen sich eigentlich unsre romanischen Schwestern drunter vorstellen?

Wie viel verständlicher und schöner als das Mißlingen dieser männlichen Modetorheit wäre ein bildhaftes Wort gewesen, das sich in die andern Landessprachen hätte übersetzen lassen und zugleich als Bild für Drucksachen und Maueranschläge gedient hätte!

Sicher hätte sich etwas gefunden; ich denke da an Biene, Ameise, Stickerin (Appenzellerin), Webstuhl, Schiffchen, Spindel, Spinnrocken (Königin Berta), Klöppel usw. Wie schade, daß sich nicht beizeiten hat Abhilfe schaffen lassen!“